

FELIX KUCHER

*Malcontenta*

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

## Prolog

Am Silvesterabend 1938 saß ein Mann im Halbdunkel eines kreuzförmigen Saales. Die Stimme Beniamino Giglis quoll aus dem Trichter des Grammofons, das auf dem Tisch neben ihm stand. »Nessun dorma.« Zwei Kandelaber zu je acht Kerzen ließen die Fresken an den Wänden und Gewölben immer wieder kurz aufflackern. Der Mann beachtete die Wände nicht. Er starrte auf das Fresko in der Lünette über der Tür, die ihm gegenüberlag. Das Bild zeigte die Götter Zeus und Hermes, die seelenruhig zusahen, wie ein Wanderer überfallen wurde. Niemand wusste, warum der Maler diese Szene gemalt hatte. Sie fand sich in keiner Quelle, die die Geschichte von Philemon und Baucis erzählte, die von den beiden Göttern besucht wurden und denen der Zyklus gewidmet war. So viele Gelehrte hatte er befragt in den letzten achtzehn Jahren. Er würde es jetzt zurücklassen, ohne hinter sein Geheimnis gekommen zu sein. Er würde das Haus zurücklassen und sein bisheriges Leben.

Das abschließende »Vincerò« verklang – »ich werde siegen«, die Nadel kratzte auf dem Schellack. Dem Mann floss eine Träne über die linke Wange. Er lauschte dem Knirschen, als wartete er auf etwas. »Vincerò«, murmelte er.

EINS

*Said und Bertie*

»Chan hat's geschafft. Er hat mich gestern angerufen.«

Said zuckte zusammen und starrte Bey an. Er hatte mit seinem Onkel gerade eine Kiste aus dem Pick-up gehoben, die Griffe schnitten in die Hände ein. Bisher hatten sie kaum ein Wort gesprochen, die Arbeit war Routine.

»Chan? Wo ist er? Warum sagst du das erst jetzt?«

»Jetzt lass bloß nicht die Kiste fallen! Ich wollte nicht, dass die anderen es hören. Ja, auch mein Zweiter hat's geschafft. Er wird jetzt zusehen, dass er nach Marseille kommt, zu den Verwandten.«

Sie trugen die Kiste zum anderen Pick-up und luden sie auf. Sie schwiegen, während sie an den anderen Trägern vorbeikamen, die zurückgingen, um neue Kisten zu holen. Said schloss seine Jacke und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

»Ich dachte schon, er kommt wieder zurück. Nach der Katastrophe beim ersten Mal ...«, murmelte er. Er dachte an die Nachricht, die ihm Bey vor zwei Wochen überbracht hatte: Das Boot war nach wenigen Kilometern zerbrochen, die Insassen retteten sich schwimmend zurück. Niemand sprach davon, wie viele es nicht geschafft hatten. Chan hatte überlebt.

»Und du kannst dich noch immer nicht entscheiden?«

Said konnte nicht sagen, ob in Beys Stimme Bedauern oder ein Vorwurf lag.

Er blickte zu Boden. »Ich weiß nicht ...«

Er hatte Angst. Er wusste, dass Bey wusste, dass er Angst hatte. Angst, wegzugehen. Angst, zu ertrinken. Angst, zusammengepfercht in einem Lager dahinzuvegetieren. Angst, ein Haus, einen Beruf aufzugeben. Angst, in ein Land zu gehen, dessen Sprache er nicht sprach.

»Komm, zwei, drei Kisten noch!«

Sie schlichen zum Pick-up zurück, der in fünf Minuten wieder in der Wüste verschwinden würde.

Vor zwei Monaten war es Cheik gewesen, Chans älterer Bruder. Und jetzt Chan. Gemeinsam hatten sie Sandkuchen gebacken, Lehrer geneckt, Wettrennen auf Schrottmofas veranstaltet und den Bau des großen Lagers beobachtet, das die EU in diesem gottverlassenen Winkel Libyens errichten ließ, um die Flüchtlinge zurückzuhalten, deren Strom aus Zentralafrika nie zu versiegen schien. Sie kannten jeden Winkel in Al-Dschauif, waren unzertrennlich, sogar die Schule schmissen sie gemeinsam. Chan trat einen Job als Lkw-Fahrer an und kreuzte in der Oase nur noch alle vierzehn Tage mit irgendeiner dubiosen Fracht auf. Sie hatten sich in letzter Zeit nicht mehr oft gesehen.

Als Said seine Mechanikerlehre machte, hörte er fürchterliche Geschichten über das Flüchtlingslager. Immer wieder flohen ausgemergelte Sudanesen aus dem stacheldrahtumzäunten Gelände. Verdammte Flüchtlinge. Früher waren sie Arbeiter, Lehrer, sogar Ärzte und Architekten gewesen, jetzt nur noch Bettler und winselnde Streuner. Nie würde er fliehen, nie so leben wollen wie diese schattenhaften Gestalten, die manchmal in der Siedlung auftauchten und wieder verschwanden. Und jetzt Chan.

Der eigene Pick-up war vollgeladen, der andere schon außer Hörweite. Said und Bey stiegen ein. Während der Fahrt gab ihnen der Beifahrer zwei Scheine. Bei den ersten Häusern von Al-Dschauif stiegen sie aus und verabschiedeten sich voneinander. Said hatte noch drei Gassen bis zur Wohnung seiner Eltern.

Es war immer dieselbe Liste an Argumenten. Der Verdienst als Mechaniker reichte schon lange nicht mehr. Dabei hatte er sich spezialisiert und konnte nicht über zu wenig Arbeit kla-

gen. Seitdem das Kombinat die kreisrunden Felder mitten in der Wüste angelegt hatte, gab es ständig einen Traktor oder eines der selbstfahrenden Bewässerungsgestelle zu reparieren. Das konnte nicht jeder. Er sah meist auf den ersten Blick, wo es haperte: ein lecker Hydraulikschlauch, zu wenig Öldruck, eine schlecht geschweißte Bruchstelle. Er wurde gebraucht. Doch es war zu wenig Geld, viel zu wenig. Es reichte nicht für das tägliche Essen, nicht für die Medikamente seiner Mutter. Das Geld, das er zugesteckt bekam, wenn er hin und wieder nach Dienstschluss einen Zahnriemen wechselte oder einen Holm schweißte, benutzte er, um sein Konto zu sanieren, oft war er haarscharf an der Sperre. Einzig das Geld aus der Nacharbeit sparte er eisern. Weiß Gott, was die Kisten so schwer machte. Sicher keine Hilfsgüter.

Said huschte die Treppe hinauf und öffnete leise die Tür der Wohnung. Er lauschte und schlich dann an den abgewetzten Fauteuils vorbei. Ein Dieselmotor nagelte unten vorbei. Dann wieder Stille. Er passierte die Tür zum Elternzimmer. Sein Vater schnarchte nicht mehr seit seiner Operation vor einem Jahr, auch die hatte er mitfinanziert. Er tappte weiter in sein Zimmer, legte die Kleider ab und ging ins Bad. Geräuschlos wusch er sich und legte sich schlafen. Auch hier machte ihn die kühle Luft frösteln. In vier Stunden begann seine Schicht. Er sollte schlafen. Wie immer war er hellwach.

Er dachte an die Kisten. Wahrscheinlich Waffen, was sonst. Sie kamen da her, wo die Flüchtlinge auch herkamen, aus dem Süden. Seit einem Jahr machte er den Job jetzt, manchmal luden sie die ganze Nacht. Verdammt, er sollte schlafen!

Auch heute Nacht waren sie wieder gefallen, die Namen der Orte: Lampedusa. Sizilien. Ceuta. Gibraltar. Sie klangen magisch, es war eine andere Sprache, wie Zaubersprüche. Wenn du dort bist, hast du es geschafft, sagten sie. Bis Lampedusa

eine Woche Überfahrt ab Libyen. Wenn du mehr Geld hast, kannst du es ab Tunesien in drei Tagen schaffen oder sogar in einem. Und dann kann dir nicht mehr viel passieren. Entweder du haust gleich ab, in dem überfüllten Lager hat sowieso niemand die Übersicht. Oder du lässt dich ordentlich in ein anderes Lager überstellen und verschwindest dann auf der Fahrt. Das einzige Problem ist der Hunger und ein Dach überm Kopf. Sonst bist du denen egal, ein Problem weniger, wenn du weg bist.

Ein Problem weniger. Ein Problem weniger. Said schlief ein.

## 2

1913, Paris

Am 5. Mai 1913 ritt ein junger Mann durch den Bois de Boulogne. Ein Spaziergänger hätte ihm beim ersten Hinsehen vielleicht vierzehn Jahre gegeben, dabei war er fast zehn Jahre älter. Die schlaksige Gestalt steckte in einem maßgeschneiderten weißen Anzug, ein zu groß wirkender Borsalino beschattete das glatte Knabengesicht. Trotz des Hutes sah man, dass er die Haare zurückgekämmt trug, wodurch sein hoher Haaransatz betont wurde, vielleicht wollte er älter wirken. Die vollen Lippen und die zarten Gesichtszüge, in denen sich nichts Hartes und Kantiges fand, gaben dem jungen Mann eine androgyne Note. Er hielt das Pferd an. Aus einem Pavillon tönte Musik, ein paar Streicher spielten einen Walzer. Er lauschte. Wahrscheinlich Émile Waldteufel, ein gefälliges Stück. Er schüttelte tadelnd den Kopf. Warum spielten sie statt dieser Walzersedeligkeit nichts Zeitgenössisches? Rimski-Korsakow oder Prokofjew? Die Zeit dieser Musik war doch vorbei!

Er trieb sein Pferd wieder an. Der Stallbesitzer würde schon

warten und er musste in diese verhasste Bank, wo ihn niemand brauchte. Er ritt an einer Gruppe Damen mit gerüschten Sonnenschirmen vorbei und beschloss, die Abkürzung durch ein kleines Wäldchen zu nehmen. Die Sonne war für Mai schon sehr heiß. Das Knallen des Schusses kam wie ein Blitz, es war ohrenbetäubend. Er merkte noch, wie seine Stiefel sich aus den Steigbügeln lösten und er nach hinten fiel. Dann wurde alles schwarz.

### 3

Er nahm zuerst das schmerzhaft Pochen im Kopf wahr, dann in den Gliedmaßen. Er bewegte Finger und Zehen. Alles noch dran. Er öffnete langsam die Augen. Mit dunklem Holz veräfelte Wände. Dicke dunkelrote Brokatvorhänge, ein offener Kamin. Umrisse von Ohrensesseln. Er stützte sich auf den linken Ellenbogen. Das Pochen wandelte sich in ein Prickeln, absteigend vom Kopf über die Wirbelsäule und langsam bis in die Fingerspitzen und Zehen. Wie war er hierhergekommen? Langsam, Bertie. Er setzte sich in Zeitlupe auf. Das taube Hintergrundgefühl war Kopfschmerz, der erst jetzt wehtat. Gehörte es zu ihm? Ruhig atmen. Ein Erinnerungsfetzen: Das Pferd ... er war geritten, und dann? Er schloss die Augen und atmete aus. Langsam wieder ein. Immer mehr Fragmente blitzten auf: Bois de Boulogne, die Sonne, er musste das Pferd zurückbringen ... Ein Schuss, genau, ein Knall war es gewesen, die Stute hatte gescheut und sich aufgebäumt. Er war gefallen, offensichtlich war er bewusstlos geworden. Aber wie kam er hierher? Das war ein Privathaus, keine Klinik oder Arztpraxis. Andererseits schien nichts gebrochen zu sein. Dann eine weitere Empfindung: Es ist noch jemand hier.



»Ist der junge Herr aufgewacht?« Eine tiefe Stimme, Französisch mit englischem Akzent, sonor, aber ein wenig nervös.

Bertie richtete sich langsam auf. Er keuchte, der Schmerz schoss ein, als er den Kopf hob. Jetzt sah er den Mann im Lehnstuhl, er saß völlig im Schatten der Kandelaber.

»Haben Sie noch Schmerzen?«

Bertie versuchte, sich ganz aufzusetzen und suchte nach französischen Worten, doch sie kamen nicht. Begriffe schwirrten herum ... Welcher zuerst ...? Er beherrschte diese Sprache doch! Der Mann stand auf, machte ein paar Schritte auf ihn zu und verneigte sich. »Verzeihen Sie, dass ich mich nicht vorgestellt habe. Rodocanachi. Paul Rodocanachi. Sie sind hier in meinem Haus.« Er nickte kurz zur Begrüßung.

Bertie wollte antworten, aber die französischen Worte brauchten noch immer zu lange. Er versuchte es auf Englisch: »Vielen Dank für Ihre Gastfreundschaft. Ich denke, Sie sprechen Englisch.« Mehr als ein Krächzen war das nicht.

»Was für ein wunderbarer Akzent!« Der Fremde schien dankbar, dass Bertie das Idiom gewechselt hatte.

»Oxford?«

Bertie versuchte den Kopf zu schütteln. »Nein, Cambridge. Au, mein Schädel ... Trinity Hall. Vorher Harrow.«

Er setzte sich ganz auf, versuchte aufzustehen, gab es gleich wieder auf.

»Sie verzeihen, ich kann noch nicht ... Gestatten: Landsberg. Albert Clinton Landsberg.« Bertie streckte seine Hand im Sitzen aus, Rodocanachi schüttelte sie.

»Verzeihen Sie, ich glaube, ich kann noch nicht aufstehen. Übrigens, meine Freunde nennen mich Bertie. Aber sagen Sie, bitte, was ist passiert?«

Er blickte seinen Gastgeber an, der jetzt im Licht vor ihm stand. Scharf geschnittenes ovales Gesicht, auf Millimeter ge-

trimmter Schnurrbart, der sich am Ende ein wenig zwirbelte, glattes, akkurat gekämmtes Haar. Rodocanachis Gesicht wirkte orientalisch, aber nicht wie das eines Türken. Dünne Lippen, die sich jetzt ein wenig verzogen: »Ein Deutscher aus Oxford, ähm, ich meine Cambridge, in Paris? Klingt interessant. Sie sind ... nun ja ... vom Pferd gefallen. Ich bin ausgeritten und kam gerade vorbei, als ein Schuss fiel. Keine Ahnung, wer geschossen hat. Ich habe eine Kutsche gerufen und Sie in mein Haus bringen lassen.« Er zuckte mit den Mundwinkeln. »Ich fürchtete schon das Schlimmste, Sie haben sich nicht gerührt. Der Kutscher hat Ihnen den Puls gefühlt und gemeint, das werde schon wieder. Er hat mir geholfen, Sie hier hereinzuschaffen. Nun, da liegen Sie jetzt noch keine Stunde. Wenn Sie es wünschen, rufen wir selbstverständlich einen Arzt. Ihrem Pferd geht es gut, es steht draußen in meinem Pferdestall.«

Bertie rieb sich den Hinterkopf und lächelte schwach. »Ich danke Ihnen. Ich stehe in Ihrer Schuld.«

Offenbar war er auf einer Art Gutshof gelandet. Er stand mit einem Ruck auf, es wurde ihm wieder dunkel vor den Augen. »Ich glaube, ich bin noch etwas benommen.« Er sah sein Gegenüber an. »Ich bin übrigens kein Deutscher, aber egal. Warum hat da jemand geschossen? Wollte mich jemand treffen? Hat man den Täter gefunden?«

Paul hob die Augenbrauen. »Sie haben ja keine Ahnung, wie viele Leute im Bois de Boulogne einfach herumschießen. Auf Vögel, Steine, Büchsen, alles Mögliche. Ich glaube nicht, dass es jemand auf Sie abgesehen hatte.«

Bertie wurde blass. »Das ist ja ein Skandal, gibt es denn keine Polizei in der Nähe?«

Paul sah ihn amüsiert an. »Ich fürchte, Sie sind noch nicht lange in Paris. Hier lebt man ein wenig freier als in England.

Aber bitte, gehen wir zu den Lehnstühlen, ich werde John bitten, einen Tee zu machen.«

Er drückte auf einen Knopf an der Wand, irgendwo schrillte zweimal eine Klingel.

## 4

### 2012, Al-Dschauf, Oase von Koufra, Libyen

Sie standen vor dem dreistöckigen Wohnblock, in dem Said mit seinen Eltern wohnte. Bey rauchte. Feierabend.

»Überleg es dir. Ich weiß auch schon, wo ich fürs Erste arbeiten kann. Rosarno heißt der Ort. Tomatenplantagen.« Er deutete auf sein Handy. »Das hier behalte ich, solange ich kann. Sobald ich eine italienische Nummer habe, schicke ich sie dir.«

»Ich weiß noch immer nicht, ob ich meine Eltern alleinlassen kann, ich ...«

»Sie wären froh, wenn es wenigstens einem gut ginge, verdammt noch mal. Wie oft haben wir das schon durchgespielt. Hör auf deinen alten Onkel.« Bey sagte das oft, obwohl er erst zweiundvierzig war. Er spuckte aus.

»Was willst du denn noch hier? Warten, bis dich jemand als Künstler entdeckt? Glaubst du, irgendjemanden interessieren die Sprühereien?«

Said zuckte mit den Schultern.

»Mir gefällt's. Und die Farbe würde sonst eintrocknen. Ich verwerte die Dosen wenigstens irgendwie.«

Said dachte an die Graffiti, die er auf Kartons und Autoschrott mit dem Airbrush nach Dienstschluss gemacht hatte. Sein Chef hatte ihn sogar dazu ermutigt, wahrscheinlich witterte er ein Geschäft. Viele Pick-ups hier hatten martialische Airbrush-Bilder auf den Motorhauben. Das war etwas, das Said

nicht verstand: Die meisten Leute waren bitterarm, aber um ihre Rostschüssel aufzumotzen, kratzten sie den letzten Dirham zusammen.

Bey nahm einen Zug und legte den Kopf zur Seite. An den Schläfen zeichneten sich graue Strähnen ab.

»Egal. Überleg's dir nicht zu lange. Das Meer ist jetzt so ruhig wie das ganze Jahr nicht.«

Er drückte Said einen Zettel mit einer Handynummer in die Hand.

»Das ist der neue Mann. Vielleicht brauchst du sie ja. Ich gehe jetzt noch rein, deine Eltern ...« Er umarmte ihn und löste sich schnell. Said blickte ihm nach. Er war so anders als sein Vater, mehr wie ein älterer Bruder. Sein Vater würde nie mehr weggehen, nicht in seinem Alter.

Seine Kunstwerke.

Da war dieser Fremde eines Tages in der Werkstätte gewesen, ein Schweizer. Said wusste nicht genau, wo die Schweiz lag, er suchte es später im Internet in Suzy's Café. Der Fremde sah die Graffitis und redete etwas von einem Kunstprojekt, Said sollte sich melden. Er schrieb ihm Webadresse und Telefonnummer auf einen Zettel, *Swiss Libyan Art Project*. Der Zettel hing noch immer an der Korkpinnwand in Saids Zimmer.

Ein Grollen im Hintergrund ließ ihn aufhorchen. Granatendonner. Vor einem Monat war er nur sporadisch zu hören gewesen, in der Nacht. Inzwischen schossen sie auch am Tag. Der Kampf zwischen Suwaja und Toubou näherte sich der Stadt. Die Stammesfehde hatte sich zum Bürgerkrieg ausgewachsen und die künstlichen Felder und der Flughafen von Al-Dschauf würden bald umkämpft sein. Dahinter waren die Dschihadisten im Anrollen, die die Suwaja vor sich her trieben. Sein Vater sprach von nichts anderem mehr. Wenn die Gotteskrieger kommen, sind wir geliefert. Dazu kamen jeden

Tag mehr bettelnde Sudanesen. Jeden Tag weniger Einheimische. Aus jedem Wohnblock seiner Siedlung war schon jemand abgehauen. Manchmal hörte er Helikoptergeräusche in der Nacht. Die Frontex.

Er beschloss, noch ein wenig durch sein Viertel zu schlendern. Zu Hause würde er nicht wissen, was er sagen sollte. Sein Blick fiel auf das Schild des Supermarkts. Keine Butter mehr seit einer Woche. Vor der Kneipe, in der er mit Chan früher alkoholfreies Bier getrunken hatte, lungerten Bettler, Sudanesen wahrscheinlich. Sie sahen nicht auf, als er vorüberging, einer von ihnen sang unverständliche Silben. Said wich einem stinkenden Müllberg aus. Es roch nach totem Tier. Der nächste Granatendonner. Verdammte, er musste hier weg. Weg! Aber er hatte einen sicheren Job hier und würde wohl kaum arbeitslos werden, auch wenn es eine andere Regierung gäbe. Traktoren und Bewässerungsanlagen würden immer kaputtgehen. Aber das Problem waren die Suwaja. Wenn sie die Oase übernahmen, wäre er als Toubou ein Mensch zweiter Klasse. Seine Eltern waren als Kinder noch Nomaden gewesen und waren in Al-Dschauf sesshaft geworden. Toubou galten als rückständig, er war mit Diskriminierungen aufgewachsen. Aber dieser Hass, der sich jetzt gegen seinen Stamm entlud, war ihm neu. Er dachte, diese Zuordnungen wären längst überwunden gewesen, aber die Verhältnisse in der Stadt, wo bisher eher zwischen Arm und Reich unterschieden wurde, hatten sich verändert. Jeder wurde nun zugeordnet. Und er blieb ein Toubou, schwärzer als die anderen Schwarzen, eindeutig erkennbar.

Er beschloss, wieder umzukehren. Ein Paar kam ihm entgegen, die Frau ein schwarzes Gespenst. Die sah man jetzt immer öfter.

Nicht auszudenken, wenn die Gotteskrieger kämen. Unmöglich war es nicht. Terror, Steinigungen, Folter.

Er beschleunigte seinen Schritt. Seine Eltern standen mit Bey auf der Straße. Sie umarmten einander sicher schon zum hundertsten Mal. Er umarmte Bey ein letztes Mal, entschuldigte sich, er müsse ausschlafen. Er ging auf sein Zimmer, wusch sich, legte sich ins duftende Bett. Mutter hatte es frisch überzogen. Er blickte auf die Zimmerdecke, bis ihn die Augen schmerzten.